

Interview in Rebus. Blätter zur Psychoanalyse, Nr. 18, Bern 2001

Gesprächsteilnehmer: Kathrin Oester / Christoph Zimmermann (O/Z)/ Georg Christoph Tholen (T)

OZ:

Lieber Herr Professor Tholen,

wir gratulieren Ihnen zur Wahl an den neuen Lehrstuhl für Medienwissenschaft in Basel und wünschen Ihnen für die anstehende Aufbauphase viel Ausdauer und Erfolg!

I) Die Psychoanalyse zwischen Klinik und Humanwissenschaften

Sie haben 1986 Ihre Dissertation über Freud und Lacan¹ publiziert, die zu den Grundlagentexten der deutschsprachigen Lacanrezeption gehört, Sie sind Mitglied der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP) und Sie haben im Sommer 2000 die grosse psychoanalytische Tagung „Übertragung, Übersetzung, Überlieferung“ in Kassel organisiert². Die Narzissmusarbeit von Freud (1914) etwa gehört zu den grundlegenden Texten für Ihr aktuelles Seminar „Auge, Blick und Bild“. Für die aktuelle wissenschaftliche Psychiatrie, Psychologie und Medizin hingegen ist die Psychoanalyse nur noch von historischer Bedeutung. Sie steht von zwei Seiten her unter Druck: 1. vom explosiv um sich greifenden universitären Diskurs des Wissens: Einerseits die an den Universitäten favorisierten, scheinbar empirisch leichter kontrollierbaren, sich als „evidence based“ und naturwissenschaftlich fundierten sogenannten kognitiven Therapien; andererseits die im Rahmen des neurowissenschaftlichen Booms mit riesigem Forschungsaufwand geförderten medikamentösen Behandlungen mit den begleitenden, sich als „atheoretisch“³ verstehenden, symptomorientierten und jede Psychodynamik verleugnenden neuen Krankheitslehren („Ess-Störungen“, „Angst-Störungen“, „Panikattacken“, „soziale Phobie“). 2. von kompensatorischen alternativen oder esoterischen Methoden (z.B. Familienaufstellungen“, „Rückführungen“), die sich unreflektiert über beliebige Fragmente psychoanalytischen Wissens hermachen und scheinbar schnelle Erkenntnis ohne lästiges Durcharbeiten produzieren.

Welche Bedeutung werden Sie der Psychoanalyse im Rahmen Ihrer Professur in Basel geben? Wird sich ihr psychoanalytischer Hintergrund nicht nur inhaltlich, sondern auch in der formalen Gestaltung der Veranstaltungen niederschlagen?

T:

Zunächst möchte ich betonen, dass ich Ihre wie immer auch provokativ zugespitzte Sorge um die Zukunft der Psychoanalyse im Feld der Wissenschaft (noch vor der Differenzierung zwischen Medizin und Humanwissenschaft, zwischen Klinik und Kulturtheorie usw.) im Grossen und Ganzen teile. Die von Ihnen geschilderten Symptome des neuen Positivismus im

¹ Wunsch-Denken, Versuch über den Diskurs der Differenz, Kasseler Philosophische Schriften 20

² Übertragung-Übersetzung-Überlieferung. Episteme und Sprache (in) der Psychoanalyse Lacans, hg. v. M. Riepe, G. Schmitz, G.C. Tholen, Bielefeld 2001

³ Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10, Bern 1993, S.9

klinischen Bereich, die erneute Wahlverwandtschaft etwa zwischen der Verhaltenstherapie und einer vermeintlich objektiven Leitwissenschaft wie der Biologie als normativem Diskurs bezeugen eine gewisse Kurzatmigkeit.

Wir finden eine ähnliche Einstellung auch zunehmend bei jüngeren Studierenden in den Geistes- und Kulturwissenschaften, einen seltsamen Abbau an leidenschaftlicher Wissbegierde und Lust auf (umwegige) Theoriebildung. So scheint es zumindest. Aber ein seine eigene Erfüllung bestätigen wollender Pessimismus half und hilft nicht weiter und verkennt die möglichen Zäsuren anamnестischer Arbeit an und mit der Psychoanalyse, die jederzeit möglich sind. In meiner eigenen Denkbiographie finden sich zwei solche Einschnitte: die erste Begegnung mit der Psychoanalyse unter dem Vorzeichen der Kritischen Theorie (Adorno, Mitscherlich) und der Auseinandersetzung mit unseren „stummen“ Vätern, die 1967 zur Sprache kam. Sodann, schockhaft-befreiender und mit nachhaltigerer Wirkung dann die Freud-Lacan-Rezeption, die bei mir in den Jahren 1977/78 begann und (wie das Unbewusste und seine Wirkung selber) unabgeschlossen ist.

Und so habe ich, wie Sie bereits erwähnt haben, im ersten Semester in Basel (Sommersemester 2001) die Lektüre bestimmter Freud- und Lacantexte mit den Studierenden begonnen, aus naheliegenden Gründen übrigens: Eine kultur- und medienwissenschaftliche Theorie der Bildwelten in alten und neuen Medien ohne psychoanalytische Erkenntnisse über die Struktur imaginärer Identifikationen mit Vorbildern und Selbstbildern, die diese Medien generieren und zugleich kritisieren, scheint mir gar nicht möglich. Aber es geht bei dem Curriculum unseres Instituts und seinem bewusst breitgefächerten Profil (siehe www.mewi.unibas.ch) um noch mehr: um den Versuch, ein kulturanthropologisch ausgerichtetes Reflexionswissen über Medien und ihre psychologische und kulturelle Prägekraft langfristig auszurichten, im Verbund mit all den anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die ihr humanistisches Selbstverständnis im Sinne der Basler Tradition pflegt (oder allgemeiner noch: im Sinne einer ‚Universitas litterarum‘, die ihre eigenen Wissens-Lücken und Denkspielräume stets wachhält). Dies klingt vielleicht vermessen, ist aber ganz bescheiden und realistisch dimensioniert, wie ich in der Beantwortung Ihrer zweiten Frage nun zeigen möchte.

OZ:

Sehen Sie Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit praktizierenden Analytikern? Was wären allfällige Schwerpunkte?

T:

Die bewährte, 20jährige Tradition der Kasseler Freud-Lacan-Seminare wird, unter minimal verändertem Vorzeichen, in Basel fortgesetzt werden, unter Wahrung gerade des Dialoges zwischen sogenannten Klinikern und Kulturwissenschaftlern, der seine fruchtbaren Effekte gerade auch in der gemeinsamen Textlektüre besitzt oder in der seminaristischen Übersetzung und Übertragung von Fallstudien zur Literatur, zum Film usw., die zum verbesserten Verständnis von metapsychologischen Kategorien auch für das psychoanalytische Setting im engeren Sinne führen können.

Konkreter erster Schritt: gemeinsam mit dem „Unternehmen Psychoanalyse Basel“ (C. Kläui u.a.) veranstaltet das Institut für Medienwissenschaften am 2. und 3. Februar einen Vortrag und ein Seminar im Stil der o.g. Freud-Lacan- Seminare. Thema des Seminars lautet: „Das Begehren und der Blick“, der Vortrag geht über das Kino, die Schaulust und die Fragen des

Imaginären. Der Referent ist für dieses erste Seminar der klinisch wie kulturtheoretisch erfahrene Prof. August Ruhs aus Wien. Im Wechsel möchte ich dann in der weiteren Seminarfolge Psychoanalytiker und Kulturwissenschaftler aus der Schweiz, aus Deutschland, aus Italien und weiteren europäischen Staaten einladen (zu den internationalen Kooperationen siehe weiter unten). Thematisch werden sich die Seminare an den Grundfragen der Psychoanalyse und ihrer Theoriebildung orientieren.

Hierzu gehört übrigens auch die Anwendung des immer noch unausgeloteten Reichtums der Lacanschen Kategorien des Imaginären, Symbolischen und Realen für eine Archäologie des wissenschaftlichen Wissens. Es ist nicht so, dass diese Wissenschaftskritik und Epistemologie des modernen und postmodernen Wissens unter hochtechnischen Bedingungen nur im Geiste der Diskursanalyse Foucaultscher und Dekonstruktion Derridascher Prägung zu leisten wäre. Im Werk Lacans etwa (denken Sie z.B. an das Seminar XVII L`envers de la psychanalyse oder an die späten Ansätze zur Topologie) finden sich genügend Argumente für eine Analyse der epistemischen Dinge, die uns angehen (Dinge auch im Sinne der Heideggerschen Bestimmung).

Aus diesem Grunde bereite ich zur Zeit gemeinsam mit Manfred Riepe, Gerhard Schmitz und weiteren Kooperanden ein langfristig angelegtes Forschungsprojekt vor zur Übersetzung und Überlieferung des Werkes von Jacques Lacan (eine erste Skizze ist zu finden in der Website www.mewi.unibas.ch). Es nimmt den Stand der Forschung auf, den wir in unserem gerade erschienenen Buch „Übertragung- Übersetzung-Überlieferung. Episteme und Sprache in der Psychoanalyse Lacans“ veröffentlicht haben (s.o.). Ausserdem ist aufgrund des Schwerpunkts „Bildlichkeit“ unseres medien- und kulturwissenschaftlichen Ansatzes eine kontinuierliche Serie von Lehraufträgen und Seminaren vorgesehen, die die psychoanalytischen Theorien über das Verhältnis von Auge, Bild und Blick an prominenter Stelle im Curriculum berücksichtigen werden (Körperbilder, medienspezifische Bildwelten, Phantasmen und Mythen)

OZ:

Schon die ethnopschoanalytische Situation, die vom Heilen absieht, bricht mit den klassischen psychoanalytischen Standards. Noch mehr jedoch der in den Humanwissenschaften boomende Gebrauch der analytischen Konzepte.

- Ist auch zwischen Text und Leser ein Übertragungsgeschehen auszumachen? Allenfalls sogar in beiden Richtungen?

- Kann und soll aus Ihrer Sicht die traditionelle Einheit von „Heilen und Forschen“, von Therapie und Theorie, von Neurosenlehre, Metapsychologie, Technik, Kulturkritik überhaupt noch aufrechterhalten bleiben?

- Wie kann eine um die analytische Standardsituation (die klassische Übertragung zwischen Subjekten) verkürzte Psychoanalyse der Verführung widerstehen, sich in hermeneutischen, philosophischen, soziologischen, feministischen Diskursen aufzulösen?

T:

Wie oben bereits erwähnt und in unserem neuen Buch ausführlich dargelegt, ist mir sehr an Freuds unabgegotener Vision einer Universitas Litterarum gelegen. Es ist ja so, dass die von Ihnen zurecht monierten Verkürzungen in beiden Arbeitsfeldern der Psychoanalyse – des klinischen wie des kulturalistischen – in bedenklicher Form schon sehr früh in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung selbst aufgetaucht sind. Freuds eigene Texte

hierzu sind deutlich genug, denken Sie etwa an seine zweifach ausgerichtete Kritik von 1914 (Ich-Psychologie Alfred Adlers, Archetypen-Metaphysik bei C. G. Jung usw.), brillant zusammengefasst in dem immer noch lesenswerten Buch „Freud-Legende“ von Samuel Weber⁴.

Ich selbst habe, gemeinsam mit vielen anderen Autoren, seit 1980 in allen Ausgaben unserer bis 1994 erschienenen Schriftenreihe „Fragmente“ und in der Arbeit „Wunsch-Denken. Versuch über den Diskurs der Differenz“ (s.o.) diese etwa 1925 beginnende Verwechslung der Psychoanalyse mit einer Psychologie des Ichs (oder modischer: „Selbst“) sowie mit therapeutischen, juristischen und auch humanwissenschaftlichen Diskursen analysiert.

Und die Zeitschriften Der Wunderblock, RISS, Wo es war, Rebus usw. haben diese Wachsamkeit bzw. die Rück-Kehr zu Freud ja nachhaltig geprägt. Aber unzweifelhaft ist die Gefahr eines glättenden bzw. logifizierenden universitären Diskurses, der ein Wissen als vollständiges oder gar auswendiglernbares präsentiert, stets gegeben. Dies gilt aber ebenso für eher technisch-klinische Ausbildungsgänge, wenn in ihnen Symptome des Begehrens nicht übersetzt und entziffert, sondern, um ein schönes Wort von Lacan zu benutzen, beziffert werden, verrechnet nach den strikten Vorgaben eines strikten Heilungsgebotes, das Krankenkassen und Psychotherapiegesetze „verordnen“. Kurzum: ich selbst bemühe mich um ein Übertragungsgeschehen der universitären Lehre, in der die Eröffnung von Fragen und Denkspielräumen eine Entsprechung (keine Gleichheit) zur psychoanalytischen Redekur finden soll. Die universitäre Lehre kann von einem pädagogischen Eros getragen werden, der dem Hochschullehrer - nach Freud - einen ebenso „unmöglichen Beruf“ attestiert wie dem Analytiker.

OZ:

Die Psychoanalyse steht ein für das Subjekt, sie ist der Diskurs des Subjekts; die aktuellen Umwälzungen in Kultur und Wissenschaft scheinen jedoch an der Abschaffung des Subjekts zu arbeiten: Ökonomisierung und Flexibilisierung des Lebens, „Rationalismus und Rationalisierung in der Medizin“⁵, Psychotherapeutengesetze, Genetik, Cyberspace...

- Kann die Psychoanalyse eingreifen?

- Wo sehen Sie die Zukunft der Psychoanalyse, und insbesondere der Psychoanalyse als Therapie?

- Wo lokalisieren Sie zurzeit die bedeutungsvollsten, die aussichtsreichsten Bewegungen (in) der PSA?

- Sollen Psychoanalytiker im wissenschaftlichen Mainstream, dem „Diskurs der Universität“⁶ mitzuhalten versuchen oder auf ihrer charakteristischen Position zwischen Tür und Angel beharren?

- Welches ist aus Ihrer Sicht der selbstverschuldete Anteil der Psychoanalytiker am „Unzeitgemässen“ ihres Fachs? Ihr Widerstand oder eben: ihr ungenügender Widerstand⁷ ?

T:

Ich möchte, was die Frage des Verhältnisses von Subjekt und Gesetz betrifft, zunächst mich selbst zitieren, d.h. eine Passage aus einem Vortrag im Juli 2001 in Paris über „Das Gesetz

⁴ Weber, Samuel, Freud Legende, Olten 1979

⁵ Bruns, Georg, PSYCHE 7, Juli 2001

⁶ Lacan, Jacques, Le séminaire, livre XVII, Seuil 1991

⁷ Derrida, Jacques: Widerstände, in: Vergessen wir nicht: die Psychoanalyse!, edition suhrkamp, 1998)

(in) der Psychoanalyse“ zitieren (anlässlich der von René Major u.a. organisierten „Etats Generaux“, einer internationalen Konferenz einer kritischen, anti-institutionellen Analyse):

„Das psychoanalytische Gesetz des Begehrens ist - so habe ich bisher gezeigt - unvordenklich und ‚an-archivalisch‘ (J. Derrida) und erlaubt dadurch erst den distanzierten Zugang zu positiven Gesetzen, zur Positivität von Gesetzen, insofern deren historische Beschränkungen – etwa die unvermeidbaren Stiftungsmythen auktorialer Gesetz-Gebungen wie im bzw. seit dem römischen Recht (Dominus facit legem) - lesbar werden.

Der Selbstentzug im Gesetz des Symbolischen ohne genealogisches Gründungsbild eröffnet die Möglichkeit, die prinzipielle Differenz von Gesetz, Recht und Gerechtigkeit zu denken: Der unter-sagende Name des Vaters unterbricht jede imaginäre Position, die im Namen des Vaters einen geltungssüchtigen Bestand als Gesetz beansprucht: Das Gesetz des Symbolischen ist kein Eigentum, anders gesagt: Das Nein des Vaters ist ein Verbot, das ein haltloses Gesetz vor dem Gesetz ist. Wie es beispielsweise Derridas Kafkalektüre pointiert hat: Das jede Erfüllung oder Übereinstimmung mit sich selbst verbietende Gesetz des Symbolischen bleibt als solches – als höchstes Gut – verboten, unzugänglich. Eben deshalb umschreiben die Mytheme des Vaternormes, wie Freud in seiner Schrift Der Mann Moses und die monotheistische Religion gezeigt hat, die paradoxe Vaterfunktion: das Gesetz einer endlos sich fortschreibenden Verschuldung der Söhne gegenüber dem Vater, welches nachträglich erst die Verschuldung und seine eigene Verursachung setzt, um so das festigende und zugleich halt-lose soziale Band der Identifizierungen mit dem toten Vater zu instituieren. Der Ab-Grund des symbolischen Gesetzes also ist ein Operationsmodus, der (ich zitiere Lacan), „all dem entkommt, was wir von einer Deduktion der Tatsachen im Realen ableiten können.“⁸

Dieses weder präskriptive noch prädikative Gesetz des Symbolischen, das nicht theologisch, nicht politisch und auch nicht juridisch aus- oder aufzufüllen ist, wird um so mehr als Frage nach seiner Ethik gerade in unserer Zeit virulent, als es um das Abschiednehmen vom Vaterunser aller möglichen Kommunionen nach dem Ende des Kommunismus geht, die eine gesetzesfreie Gemeinschaft in absoluter Transparenz mit sich selbst in Szene setzen. Es gibt genügend absolute Glücksversprechen der Machbarkeit heute, die im Sinne des ‚Kreons‘ der sophokleischen ‚Antigone‘ das grenzenlose Wohl aller, das Gut oder Gute im Sinne der aristotelischen Ethik, die „Idealität des Nicht-Todes der Macht“ (Pierre Legendre) versprechen, mag das Ideal des Guten hierbei von der neoliberalen Ökonomie der Globalisierung, den fundamentalistischen Versöhnungsreligionen, oder nur von imaginären Aufspreizungen transsexueller und anderer Transplantationen repräsentiert werden, die im kulturindustriellen Rahmen des Cyberspace die Unmittelbarkeit sprach-loser Ansprüche auf Perfektibilität am und im Körper realisieren – und zwar so, als ob die Kluft zwischen Ideal-Ich und Ich-Ideal, zwischen Projektion und Introjektion, zwischen imaginärem und symbolischen Register überflüssig werden könnte.

Manche Psychoanalytiker sprechen von einer Aushöhlung der Vaterfunktion, die sich der Aufspreizung des imaginären bzw. narzisstischen Registers in der Welt der technischen wie psychotechnischen Machbarkeiten verdankt. Wenn bzw. insofern sich diese Symptome häufen, ist ein Dialog über das Gesetzesverständnis zwischen Psychoanalyse, Biotechnologie, Jurisprudenz und anderen Disziplinen gewiss vordringlich: ein neues Gebot vielleicht, über Ort und Struktur des ‚Verbots‘ nachzudenken.“

⁸ Jacques Lacan, Les Psychoses, Seminar III

Von diesen Dimensionen des Gesetzesbegriffs ausgehend, ist die psychoanalytische Intervention stets unzeitgemäss. Diese ihre Widerständigkeit bedarf der Überlieferung, gewiss. Die Abwehr gegen ihre grundlegenden Einsichten ist in den sog. Leitwissenschaften und - Ideologemen zurzeit wieder dominanter geworden.

Allein: weder die in meiner Generation der 68er Jahre erfolgte erste, gewiss beschränkte Rezeption Freuds (die vorwiegend sich auf seine religions- und kulturkritischen Schriften bezog und von einer letztlich bewußtseinsphilosophisch und ichpsychologisch geprägten Engführung geprägt war (Mitscherlich, Adorno, Habermas, Marcuse usw-) noch die nun ja immerhin weltweit zu beobachtende Rückkehr zu Freud durch Lacan und die an ihn angelehnten unterschiedlichen "Schulen" waren in ihrem Entstehen und in ihrer Intensität vorhersehbar.

Und um den doch leicht apokalyptischen Tonfall in Ihrer Frage nach dem Ende des Subjekts im Cyberspace z.B. zu ironisieren: Zizek und auch ich sehen in den imaginären Aufspreizungen der narzisstisch inflationierten Wunschwelten des Cyberspace (Verfügbarkeit modulierbarer Selbstbilder, die mit ihren Vorbildern manipulativ verschmelzen können) kein Ende des Orts des Anderen, wohl aber eine auffällige Bebilderungswut und Lust dessen, was Lacan die vergebliche Quadratur der Ich-Prüfungen im Spiegelstadium genannt hat. Noch anders gesagt: ich beobachte zunächst phänomenologisch eine seltsam inflationäre Ineinanderschiebung von Ideal-Ich und Ich-Ideal-Prozessen, wofür die TV-Talkshows und ihr voyeuristischer Blick ja das beste Beispiel sind (Rohstoff einer Medienanalyse, an der man das Lacan'sche Werkzeug und das Foucault'sche über den panoptischen Diskurs sehr gut verbinden kann).

II) Bildmedien und Psychoanalyse

OZ:

Immer wieder hört man – auch in psychoanalytischen Kreisen – die Klage, die neuen (Bild-) Medien würden zu einer Entsymbolisierung führen und letztlich zu allgemeiner Verblödung. Und glaubt man dem Interaktionsforscher Siegfried Frey, der behauptet, verbale Informationen zu verarbeiten sei weit anstrengender als das Verarbeiten visueller Botschaften und der Erfolg der Bildmedien deshalb vor allem auf die menschliche Trägheit und einen gewissen Atavismus zurückzuführen⁹, müsste man der Klage recht geben.
- Äusserte nicht bereits Freud in der Traumdeutung implizit einen ähnlichen Gedanken, wenn er den der Symbolisierung dienenden Sekundärvorgang mit der Übersetzung der (visuellen) Sachvorstellungen in Wortvorstellungen gleichsetzte?

T:

Ja, in gewisser Weise habe ich diese vorderhand berechtigte Klage sogar in meiner eigenen Analyse der Okulartyrannis in dem oben genannten „voyeuristischen Blick“ zu fundieren versucht. Doch ist es vorschnell, dem Totalisierungszwang der geschlossenen Bilderwelten als werbewirksamen, multimedial manipulierbaren Bildern der absoluten Befriedigung usw. in resignativer Weise beizupflichten. Die aggressive Unruhe, die im reinen Bildkonsum ohne eine den Mangel einführende und ihn aufrechterhaltende Übersetzung in symbolische Distanznahmen und Aufschübe auszukommen scheint, spricht ein symptomales Leiden

⁹ Frey, Siegfried, Bild dir deine Meinung. Wie der Mensch urteilt, bestimmt auch sein visueller Sinn. In Neue Zürcher Zeitung. Pp. 97, 98. Zürich.

zugleich aus und sucht – wenn man z.B. die Erfahrungen von Eltern und Lehrern mit dem zunehmenden Legasthenie-Problem ernstnimmt (siehe in unserem oben zitierten Buch die Beiträge von Roger Hofmann und Bettina Noddings) – nach Symbolisierungen der prekären Vater-Funktion, dem Gebot der Kastration usw.

OZ:

Dem skeptischen Diskurs über die Bildmedien steht eine optimistische Sichtweise gegenüber: Es ist die Rede vom *visual turn* und davon, dass dank des zunehmenden Umgangs mit Bildmedien und insbesondere Videospiele endlich der „visuelle Analphabetismus“ überwunden werde. Und viele sind sich einig: heutige Jugendliche könnten Bildsprachen weit schneller entziffern als vorangegangene Generationen.

- Sehen Sie in der neuen „Belesenheit“ einen Widerspruch zu den Befürchtungen, wie sie in der Entsymbolisierungsdebatte geäußert werden?
- Oder wäre eventuell auch die Frage zu stellen, wie sinnvoll es wahrnehmungstheoretisch überhaupt ist, das Visuelle und das Begriffliche in einen Gegensatz zueinander zu bringen?
- Was tragen psychoanalytische Konzepte zur Debatte bei?

T:

Einiges habe ich dazu ja schon weiter oben zu sagen versucht. Von dem verabsolutierten Gegensatz zwischen Visuellem und Begrifflichen, vom vermeintlichen Übergang vom *linguistic turn* zum *iconic turn* (wie das zurzeit in den Kultur- und Bildwissenschaften diskutiert wird) halte ich wenig. Die Einschnitte, Konfigurationen und Fragmentarisierungen, die ja dank der neuen Medien und mithin wegen des metaphorischen Als-Ob-Charakters aller Repräsentationen, Erzählweisen und Darstellungsformen, die sich dem digitalen Code verdanken, möglich wurden, erlauben auch eine im triebtheoretischen Sinn partielle, d.h. hier karnevalesk und ironisch brechende Fragmentarisierung unserer stets ausschnitthaften Wunsch-Welten.

Hier sehe ich gesellschaftlich-künstlerische Chancen und selbstredend den wichtigen Beitrag der psychoanalytischen Kategorien der Verschiebung und Verdichtung, der metonymischen Subversion der metaphorischen Stillstellungen, wenn man so will. Theoretisch habe ich ein erstes Konzept für diese psychoanalytisch inspirierte Medientheorie in dem Beitrag „Metaphorologie der Medien“ (in *Zäsuren I: E-Journal für Philosophie, Medien, Kunst und Politik*, www.zaesuren.de) zu formulieren versucht.

OZ:

Andy Warhol äusserte im Kontext seiner Serienbilder „Death in America“: “When you see a gruesome picture over and over again, it doesn’t really have any effect”.¹⁰ Und in anderem Kontext: “---the more you look at the same exact thing, the more the meaning goes away, and the better and emptier you feel.”¹¹

- Macht Warhol uns damit auf den abstumpfenden Konsum der immer wiederkehrenden Schreckensbilder von Krieg und Zerstörung in den Massenmedien aufmerksam?

¹⁰ Warhol, Andy, und Hackett, Pat, in: *POPism: The Warhol’ 60s* (New York: Harcourt Brace Jovanovitch, 1980) 50.

¹¹ Warhol in einem Interview 1963, aufgezeichnet in: Gene Swenson, *What is Pop Art? Answers from 8 Painters, Part I*, *ArtNews* 62 (November 1963):26.

- Oder stehen seine Bilder im Dienste des Repetierens und Durcharbeitens traumatischer Ereignisse im Freudschen Sinne, nur dass der Vorgang anstatt über das Verbalisieren mittels Bilder vor sich geht?

T:

Ja, Warhol macht gewiss auf die rituelle Dimension des zwanghaften Wiederholungscharakters aufmerksam, schon in seinen eigenen frühen seriellen Bildern. Mit dieser fast tautologischen Bezeichnung meine ich hier eine noch zu klärende Differenz zwischen Mimesis und Mimikry, zwischen simulierender Bilder-Gewalt und dissimulierender, d.h. entstellter bzw. entstellender Ähnlichkeit (im Sinne Walter Benjamins).

Letztere umschreibt gewiss die Möglichkeit und die ethische Notwendigkeit einer konstellativen, an Schocks orientierten und um Schocksequenzen bemühten Wahrnehmung in und von Bildern. Diese durcharbeitende Traum- und Trauerarbeit, welche nach Derridas Einsicht die Kraft der Bilder ermöglicht, nicht als Abbild zu fungieren, sondern als entstellende, dynamische Unähnlichkeit mit sich selbst, ist – wenn ich das wagemutig prognostizieren darf – die Frage der heutigen Kunst und Politik.

Insofern diese sich nicht nur als verbalisierende bzw. textgebundene artikuliert, vermag sie „entleerte Leerstellen“ (avoided voids) zu umschreiben, vielleicht sogar zu bauen, wie es etwa Daniel Libeskind's Architektur demonstriert. Doch ein Phänomen ist hiermit nicht hinreichend erfasst und macht mir noch erhebliches Kopfzerbrechen: wenn wir, wie Paul Virilio in zwar sehr verfallsrhetorischer Weise zu wiederholen nicht müde wird, die Bilder des unsichtbaren Krieges (Echtzeitkriege seit dem Golfkrieg) nicht mehr sehen, sondern nur hollywoodgerechte, zensierte CNN-Bilder des Grauens, die nicht unheimlich wirken sondern film- und fernsehvertraut sind, dann ist eine apotropäische Einfriedung, eine fatale, innerliche Enkryptisierung von globalen Konflikten in der Wahrnehmung unserer Mediengesellschaft zu beobachten, die die westliche Kultur, die USA und Europa als Konsumfestung phantasmiiert, Sicherheit einzäunt, und die europäische Aufklärung nicht als unabgegoldene Idee einer Politik der Anerkennung des Anderen neu definiert.

Mir scheint, dass wir zurzeit mit einer in sich beschleunigten Übereinanderschichtung dieser Szenarien der Wahrnehmung und Verarbeitung leben, die den längst fälligen Dialog mit anderen Kulturen zu spät gesucht hat. Zugleich aber ist der Manichäismus einer absoluten Gemeinschaft, die einen nicht-säkularisierten Gott gegen den absoluten Feind des verweltlichenden Geldes setzt, nicht minder bedrohlich. Der Optimismus linearer Fortschrittsvorstellungen jedenfalls hat einen Riss bekommen. Es wird darum gehen, wie diese „neuen“ traumatischen Spuren artikuliert werden können, in einer vielstimmigen Wieder-Holung von Wiederholungszwängen.

III) Rückfrage

OZ:

Der Leserin des vorliegenden Interviews kann nicht entgangen sein, dass es sich dabei nicht um das übliche Hin und Her von Fragen und Gegenfragen, Einwänden und Präzisierungen, Provokationen und gegenseitiger Verführung handelt - ein Hin und Her also, das Unvorhergesehenes zutage bringt und einen gemeinsamen Erkenntnisprozess initiiert. Eher ist

aus unserem Gesprächsvorhaben eine Sammlung wohldurchdachter Statements geworden, welche wir dem Leser präsentieren.

Dass alles so und nicht anders herausgekommen ist, hat vielerlei Gründe: Nachdem wir in den letzten Jahren mehrere Gespräche für rebus geführt hatten und uns jeweils schwer taten mit dem aufwendigen Transkribieren und dem Verdichten der Aussagen, nahmen wir uns diesmal etwas Neues vor: das Interview per Internet. Wir erhofften uns von der schriftlichen Gesprächsform gewisse Vorteile, nämlich eine gute Vorbereitung der Fragen, welche der Konzentriertheit des Gesprächs nur förderlich sein konnte und verbanden damit eine effiziente, zeitsparende Arbeitsweise ohne mühsame Terminabsprachen und langes Reisen. Dass wir damit auch dem Unvorhergesehenen und den Überraschungen aus dem Weg gingen, beachteten wir kaum. Nur allzu leicht verzichteten wir auf die Spontaneität im Face-to-face-Gespräch und die Vorteile der non-verbale Kommunikation.

Wir schickten Georg Christoph Tholen also unseren sorgfältig vorbereiteten Fragenkatalog und erhielten wenig später ebenso sorgfältige Antworten. Wie einfach das war! Doch wie weit weg ein solcher Austausch sowohl von einem lebendigen Gespräch wie von einem Chat in einer Newsgroup war: Ist beim Face-to-Face-Gespräch die ganze Person ins Gespräch involviert, hat die Kommunikation in Newsgroups dank der entmaterialisierten Gesprächspartner den Vorteil der Anonymität. Analog dem therapeutischen Setting findet sie gewissermassen in einem geschützten Rahmen statt und bietet deshalb die Möglichkeit zu einem offenen und ungezwungenen Austausch ohne die Nachteile der sozialen Kontrolle und die Verantwortlichkeiten in der Meatworld.

Doch erst nachträglich wurde uns bewusst, dass wir mit unserem vorbereiteten Fragenkatalog und ohne gegenseitiges Nachfragen sowohl die Vorteile des Face-to-face-Gesprächs wie diejenigen des anonymeren Chats im Cyberspace aufs Spiel gesetzt hatten. Auf *eine* Rückfrage möchten wir deshalb nicht verzichten: Lieber Herr Tholen, wie Sie uns begleitend zu Ihren Antworten schreiben, liessen Sie die unten folgende, uns sehr wichtige Frage aus. Weshalb gerade *diese* Frage?

- AutorInnen, welche von der „visuellen Zeitenwende“ sprechen, u.a, aber auch Derrida, werfen der Psychoanalyse vor, einem typisch abendländische Logozentrismus oder gar Phallogozentrismus (Lacan) verhaftet zu sein, den es (als ethnospezifisch) zu überwinden gelte. Zudem eigne sich in einer kulturell hybriden Gesellschaft eine starre Begrifflichkeit weit weniger gut zur Verständigung als die „Sprache der Bilder“. Im Kontrast dazu stehen Autoren wie Kojève (*L'origine chrétienne de la science moderne*), welche im Bildersturm der Aufklärung und der Absage an die Idolatrie den wahren Fortschritt erblicken. Auf die psychoanalytische Theorie beziehen sich TheoretikerInnen aus beiden Lagern. Lässt sich „mit der Psychoanalyse“ eigentlich alles legitimieren?

T:

Antwort: Zunächst finde ich den Text Ihrer Nachfrage etwas zu dramatisierend: was haben Sie denn „aufs Spiel gesetzt“? Nach meinem Eindruck sind Face-to-Face-Gespräche ebenso wie anonymere Chats im sog. ‚Cyberspace‘ nicht ein für allemal in Ihrer Ausprägung und ästhetischen Gestalt ausgemacht. Ich verweise hier auf meine Erfahrungen mit der Überarbeitung von ähnlichen Interviews, die wir als Redakteure der Zeitschrift /E-Journal „Zäsuren“ (vgl. www.zaesuren.de) jüngst gemacht haben: die Gespräche mit Arthur Goldschmidt, Peter Weibel und Wolfgang Hagen waren zunächst ähnlich ausgerichtet gewesen. Bei der Verschriftlichung ergab sich eine jeweils andere „Textsorte“, ein anderer

Stil. Kurzum: ich empfehle Ihnen eine hybride Offenheit gegenüber der ‚Vermischung von Sprachen‘ (M. ‚Bachtin‘).

Nun zu Ihrer Frage: ich habe diese nicht beantworten können, weil sie meines Erachtens in sich unstimmig und etwas verwirrend in ihrer argumentativen Logik war. Vielleicht habe ich sie auch nicht ganz verstanden. Hierzu wenigstens eine Bemerkung: Nach meinem Kenntnisstand haben sowohl Derrida wie Lacan – bei aller Unterschiedlichkeit – einen im weitesten Sinne sprachtheoretischen Ansatz (Begriff der Spur und des Signifikanten), der jede naive Ikonologie im Sinne der metaphysischen Vorstellung von Bildlichkeit als Abbild eines Urbildes (Uridee) usw. zu verabschieden erlaubt (siehe mehr dazu in dem von Sabine Flach und mir herausgegebenen Buch¹²). Man kann Bilder nur ‚lesen‘. Insofern ist die Annahme einer visuellen Zeitenwende – kategorial gesehen – keine, die die Psychoanalyse missbrauchen könnte. Zum psychohistorischen Wandel hingegen, den die Visionik der Massenmedien und auch die des (naturwissenschaftlichen) Repräsentationsraums wissenschaftlicher Forschung derzeit initiiert, wäre viel zu sagen; aber erst dann, wenn diese sog. Wende wirklich sich als eine solche präzisieren ließe. Soweit also zur Zurückhaltung in der Beantwortung Ihrer Frage.

OZ:

Dass es nun doch noch zu einer Diskussion zwischen uns kommt, gefällt uns. Wir erlauben uns nochmals nachzufragen:

- Nachfrage von Kathrin Oester:

Ich habe unsere Frage an Sie noch einmal gelesen. Sie ist zwar komplex und sehr verdichtend, doch konnte ich darin keinen Defekt in der "argumentativen Logik" feststellen. Eher ist sie inhaltlich "überfrachtet". Deshalb hier eine Präzisierung: Wir sprechen in Bezug auf die Bewertung von Wort und Bild, Begrifflichem und Visuellem, zwei unterschiedliche (psychoanalytische) Diskurse an. Wir stellen den besonders gegen Lacan erhobenen Vorwurf des Phallogozentrismus und den Diskurs von Kojève, der den spezifischen Wert der Psychoanalyse in der Überwindung des Bildes durch das Wort, des Imaginären durch das Symbolische, erblickt, Diskursen gegenüber, welche in ihrer radikalsten Form die abendländische Fixiertheit aufs Begriffliche, aufs Wort als ethnospezifisch überwinden oder in ihren moderateren Varianten zumindest das Bild als Erkenntnisquelle aufwerten möchten. VertreterInnen beider Richtungen beziehen sich u.a. auf die Psychoanalyse.

Was Ihre Zurückhaltung in der Frage der "visuellen Zeitenwende" anbelangt, bin ich wie Sie der Meinung, dass wir Bilder "lesen" und dass es – wie der Filmtheoretiker Christian Metz hervorgehoben hat – kein visuelles Verstehen ohne Begrifflichkeit gibt. Die AutorInnen der "visuellen Zeitenwende" interessieren mich jedoch insofern, als – in Abhebung zu den strukturalistischen 50er und 60er Jahren, welche den Primat des Begrifflichen vor dem Visuellen betonten – immer häufiger Begriffe aus den visuellen Medien dazu verwendet werden, Texte analytisch zu erfassen¹³. Das Begriffliche und das Visuelle stehen demnach in einem komplexeren Verhältnis zueinander, als von strukturalistischer Seite behauptet: Eher erhellen sie sich gegenseitig, als dass es um eine Vorrangstellung des einen vor dem anderen geht. (Haben nicht gerade auch Freud und Lacan dies aufgezeigt?) Anders als manche

¹² „Mimetische Differenzen. Der Spielraum der Medien zwischen Abbildung und Nachbildung“. Intervalle. Schriften zur Kulturforschung, Band 5, kassel university press, Kassel 2001

¹³ "The ethnographic Turn". Die cinematographische Methode als Vorbild der ethnographischen Textproduktion. Kathrin Oester, 2001, im Druck

AutorInnen der "visuellen Zeitenwende" uns glauben machen möchten, deutet also die Aufwertung visueller Medien für die Erkenntnisgewinnung nicht notwendigerweise auf den Primat des Visuellen vor dem Begrifflichen hin. Denn argumentieren nicht auch besagte AutorInnen begrifflich – auch und gerade, wenn Metaphern aus der Filmsprache zur Analyse von Texten herangezogen werden?

- Nachfrage von Christoph Zimmermann:

Der Phallogozentrismus-Vorwurf an Lacan meinte: durch Lacans Phallus-Konzept mit seiner strikten Unterscheidung von Symbolischem und Imaginärem würde die traditionelle Trennung von Wort und Ding bloss perpetuiert. Derrida hingegen behandelt auch Worte wie Dinge, glaubt nicht, dass "ein Brief immer an seinem Bestimmungsort ankommt", spricht von "Penis", wo Lacan "Phallus" sagen würde, und sei so näher bei Ferenczi/Melanie Klein/Torok-Abraham als bei Lacan.¹⁴ Ist dieser Vorwurf an Lacan, also die kritisierte, etwas bieder anmutende Auffassung des Symbolischen nicht durch Lacan selber überholt? Nämlich durch Lacans Lancierung der jouissance in der Kalligraphie ("littoral") und durch seine späte, aufs Reale und das Imaginäre fokussierten Seminare der Siebzigerjahre (Encore, RSI, Le sinthome, L'insu que sait...), wo der Phallus etwa als "weder symbolisch noch symbolisierbar" bezeichnet wird, und wo aus dem Nom/Non-du-père "Les Non-dupes errent" wird? Gehören diese z.T. noch unübersetzten Seminare auch zum Kanon Ihrer universitären Arbeit mit Lacan?

T:

So sind die Fragen natürlich viel präziser und vor allem: verdammt gut und schwierig zu beantworten. Es ist mithin eine Zeitfrage, wann ich zu einer angemessenen Antwort kommen kann –
..... (einige Wochen später)....

Die Fragen beschäftigen mich sehr, aber wegen starker Belastung an der Universität kann ich mich im Moment nicht tiefer darauf einlassen, und für Antworten aus dem Stegreif sind sie mir zu wertvoll. Wir müssen das Interview wohl hier unterbrechen, es unvollständig veröffentlichen und zu einem späteren Zeitpunkt den Kontakt und die Diskussion wieder aufnehmen...

¹⁴ Jacques Derrida: Vergessen wir nicht - die Psychoanalyse! Suhrkamp 1998, Nachwort v. H.D. Gondek, S. 221f).